In freier Stunde

Sohr, der Knecht

Roman von Arno Franz

Ich stehe den Herrschaften in Moabit oder am Alexanderplatz — wer zuständig ist, weiß ich nicht, denn ich hatte noch nicht das Vergnügen — zur Befragung freiwillig, wohlverstanden, meine Herren — freiwillig, jederzeit und pünktlich auf die Minute zur Verfügung. — Guten Abend, Herr Schultheiß — guten Abend, Herr Wachtmeister."

Draußen war er, und die beiden Examinanten sahen sich eine Minute sprachlos an. Dann sagte Kröber in seiner behäbig ruhigen Art: „Das war Sohr, Herr Wachtmeister. Haben Sie ihn sich richtig angesehen? Das war er wie er leibt und lebt. Gibt sich gar nicht mit Kleinigkeiten ab. Plumps, plautz, pardautz! Gleich Moabit! Anders tut der's nicht. Na schön! Also, da setzen Sie sich mal hin und schreiben Ihre Protokolle. Ich werde inzwischen nochmals nach dem Rechten sehen. Wenn ich wiederkomme, geb' ich meine Unterschrift."

Der Schultheiß ging, und der Gendarm schrieb im Schweiße seines Angesichts.

11

Noch spät in der Nacht war Kaden aus Berlin zurückgekehrt und von Großsteinau herübergekommen, um seiner Schwägerin beizustehen und seine Gattin heimzuholen, die sich schon gegen Abend hatte nach Finkenschlag fahren lassen.

Die beiden Frauen saßen in Frau Carlas Arbeitszimmer, als Kaden eintrat.

Er war bleich und still.

Die dunkle Nacht und die sich in scharfen Silhouetten vom hellen Himmel abhebenden gespenstischen Mauern, dazu der gleichmäßige Schritt des Wehrmannes, der die Feuerwacht hielt! Dieses Bild, das sich auf dem Hofe geboten, hatten ihn doch gepackt.

„In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein."

Ohne große Einleitung ließ er sich berichten, und Frau Kaden tat es mit gebrochener Stimme.

Während Carlas Erzählung hockte er im Sessel, wurde kleiner und kleiner, als ob er in sich zusammenkrieche. Wieder waren seine grauen Falkenaugen zu einem schmalen Spalt zusammengezogen, und die Hakennase berührte fast die verkniffenen Lippen, die fest über den knirschenden Zähnen lagen. Seine Hände ruhten, zu Fäusten geballt, schwer und zuckend auf den Armlehnen des Sessels. Sein Gesicht war von einem grauen Gelb überzogen.

Frau Aemely, die diesen Zustand kannte, strich ihm mit ihren kleinen feinen Händen beruhigend über das Haar, immer wieder, viermal — fünfmal. Dann beugte sie sich zu ihm hinab und flüsterte ihm zu:

„Nicht erregen, Harro. Man tut nicht Zweckloses, Lieber! — Nur mit klarem Blick und eisigem Herzen wendet man Geschicke."

Und Carla Kaden kam zum Ende ihres Berichtes.

„Sie haben ihn verdächtigt — sie haben ihn vor den Kadi zitiert — sie haben ihn vernommen — noch diese Nacht ist der Gendarm nach Berlin — sie werden ihn holen — er wird fort müssen — sie werden ihm den Prozeß machen — und wir werden ihn nie mehr wiedersehen" — das stöhnte wie ein Klagelied aus ihrer wunden Seele und endete mit einem seufzenden „O Gott!".

„Sie werden ihn holen?! Daß ich nicht lach'!" schrie Kaden. — „Wollen vielleicht — aber holen?! — Die und den holen," und mit langen Schritten, wie er es immer tat in Momenten höchster Erregung — durchmaß er das Zimmer. „Holen — den?! — Tot ja — aber lebendig nicht. Ein Sohr läßt sich nicht holen. Der geht freiwillig oder stirbt."

Stoßweise entrangen sich die Sätze seiner Brust. — „Grotesk, noch mehr: total verrückt ist das ja. — Sohr der Brandstifter!" — Er lachte schneidend auf. Gefühle und Gedanken überstürzten sich. „Der arme Kerl — der großartige Kerl — und die Hunde! — Wie sie an ihm rumzerren, diese Gnomen, die Clowns, diese Leisetreter! Noch nicht einen Tag hat ihn das Pack unbehelligt gelassen. Aber mit Dreck bewerfen müssen sie die, die abseits stehen und begeifern, was sie nicht begreifen, diese Bestien!"

So tobte Kaden im Zimmer auf und ab, und Frau Aemely ließ ihn gewähren. Das mußte erst 'raus, was in seinem Inneren brandete und gischtend über die Ufer schlug. Erst mußte das Herz ruhig werden, das so warm empfinden konnte und so grimmig hassen, dann kam auch der Verstand zu Wort. Frau Aemely war eine kluge Frau! Und wenn sie auch nur eine kleine Frau war, so hatte sie doch einen großen Einfluß auf ihn. Sie kannte ja ihren großen Jungen nun schon seit über dreißig Jahren. Und weil sie ihn lieb hatte, deshalb wußte sie ihn zu nehmen, wie er genommen werden mußte.

Aus ihrem goldenen Etui bediente sie sich mit einer Zigarette. Sie blies ein paar Ringe zur Zimmerdecke, dann reichte sie sie ihrem Manne hin.

„Magst du, Harro? — Bitte!"

Sie lächelte ihm zu, und dieses Lächeln war klar und rein und warm wie Sonnenschein.

„Wie zarte Frauenhände ist die „Queen" — sie heißt ja Königin. Da, Harro — nimm sie."

Und Kaden nahm sie wirklich. Dabei küßte er seiner Frau die Hand.

„Hast recht, Liebes — mit Worten helfen wir nicht und mit Schimpfen noch weniger. Ich hab' aber diesen Sohr — weiß Gott — wie einen Bruder lieb und empfinde das, was man ihm jetzt zufügt, als mir persönlich widerfahren."

„Sollst ihn auch lieb haben, Harro, und sollst ihm auch helfen, aber immerhin! — Eine gute Stunde hat mein alter Junge doch verloren."

„Wieso?"

„Ich denke doch, du wirst dich mit ihm bereden müssen."

„Ja, Harro," fiel Frau Kaden ein, „das mußt du. Aber ob es heute noch möglich ist? — Bleibt diese Nacht hier, ihr seid ja nicht so dringend nötig in Großsteinau, da könnte es dann morgen zeitig geschehen."

„Wollen wir bleiben, Lie?"

„Wie du willst, Harro! Wenn es nötig ist — gern."

„Gut, dann bleiben wir." — Er zog die Uhr. — „Elf! Schon! — Also dann: Zu Bett, Herrschaften. Ich gehe jetzt noch zu Sohr, man kann nicht wissen, was morgen ist."

Frau Aemely nickte ihm zu, und Frau Carla dankte ihm mit den Augen. Es war ein stilles Leuchten in ihnen.

Sohr saß am weißgescheuerten Holztisch und hatte Zeitschriften vor sich liegen. Er zählte Zeilen aus und notierte das Ergebnis, immer mit zwölf multipliziert — soviel Pfennige bekam er pro Zeile — auf einen großen weißen Bogen.

Hannjörg lag auf der Holzbank und sah ihm zu.

Wie das wohl werden würde, wenn er den Sohr nicht mehr hatte? — Gar nicht auszudenken war das. Er war richtig jung geworden an ihm und hatte das Reden wieder gelernt und das Lachen auch. Wie ein Sohn war er ihm. Es gab keinen Tag, an dem er ihm nicht etwas Liebes tat. Und nun stand so Furchtbares zu erwarten! — Winter würde es werden in der Natur und in seinem Leben, und ein weißes Tuch würde gebreitet werden über die Erde. Und ein weißes Tuch würde auch ihn zudecken — bald! Wenn der andere nicht mehr war.

Mit zitternden Händen bedeckte Hannjörg die Augen. Die Tränen brauchte der Freund nicht zu sehen. Dem war die letzte Nacht schon schwer genug.

„Hörst du nicht, Hannjörg," sagte Sohr, ohne in seiner Beschäftigung einzuhalten, „es klopft."

Hannjörg sprang auf. „Klopft?"

„Da — Hörst du's nicht?"

Und Hannjörg stöhnte in entsetzlicher Angst. „Sie kommen, Sohr, sie kommen! Verstecke dich. In den Schrank versteck' dich oder auf den Boden oder in den Keller. Sie wollen dich holen" — und er rüttelte ihn am Arm. „Holen wollen sie dich, Sohr. Hörst du denn nicht! So verstecke dich doch. Verstecke dich!"

„Moment," sagte Sohr und rechnete die Spalte herunter. Dreiundvierzig schrieb er auf den weißen Bogen, dann ging er nachzusehen, wer zu so später Stunde noch den Weg zu ihm fand.

Hannjörg starrte ihm entgeistert nach. Er stand vor Schreck bewegungslos mitten in der Stube und stand noch auf demselben Fleck, als Sohr mit Kaden das Zimmer betrat. Die Entspannung nahm ihm die Sinne. Er sackte zusammen, und Sohr mußte ihn stützen.

„Setz dich, Hannjörg" — mit den Füßen hakte er einen Stuhl heran. „So, mein Alter — und nun etwas ganz Feines zur Herzstärkung und zur Begrüßung! Wir haben Besuch und schlagen zwei Fliegen mit einem Schlag. Einen Kognak gibt es, Junge! Was sagst du nun? — Paß auf, wie dir wohl werden wird."

„Ach Gott, Herr Kaden," entschuldigte sich Hannjörg, als Sohr für einen Augenblick nach der Küche ging, um Flasche und Gläser zu holen, „das dumme Herz und die Aufregungen um den Sohr. Er ist ja so gut zu mir, besser noch wie meine Lotte war."

„Er wird auch weiter gut zu Euch sein, Hannjörg."

„Wenn er kann, Herr Kaden, wenn er kann. — Aber er wird nicht können. Schon morgen wird er nicht mehr da sein."

„Wer sagt denn das, Hannjörg!"

„Er sagt's selbst, Herr Kaden," und eine heiße Träne perlte ihm über die runzlige Wange.

Da kam Sohr zurück.

„Ich glaube gar, Hannjörg! Tu' was Besseres als weinen — Komm! Rann an die Rampe! Herr Kaden — bitte auf den Besuchsstuhl. Es ist der einzige, der nicht wackelt. So — und nun an die Gewehre! Pröstchen der Gerechtigkeit und Wahrheit! — Na, tut's gut, Hannjörg?"

Der hielt sein Glas hin. „Noch einen, Sohr, und nochmal auf die Wahrheit und Gerechtigkeit."

„Dann schenken Sie mir nur gleich zum dritten Male ein, Sohr," sagte Kaden und hob sein Glas. „Ein Pereat allen Schweinehunden und einem blindwütigen Schicksal dazu."

„Danke! — Gelt, das Kognäkchen ist gut? Kein Verschnitt, Herr Kaden, dreigestirnter Hennessy — wie es sich für hohen Besuch geziemt. — Was, Hannjörg," — und er nahm den Alten um die Schulter — „wir sind Kavaliere, Lebemänner aus Gent und wissen, was sich schickt — wir zwei."

Da lächelte der Alte, und Sohr strich ihm über das faltige Gesicht. „Na also! Nun scheint ja die liebe Sonne wieder. — Und kiek, Hannjörg, unser Gast lacht auch und schau — was er für glänzende Augen hat."

„Soll ich nicht? — Sie verstehen ja so prächtig die Menschen einzulullen. Große und kleine."

„Andere verstehen das auch, Herr Kaden. Warten Sie morgen ab. Da werde ich eingelullt. Da ruht der Sohr — mit Rosen bedacht, von Englein bewacht — auf hölzerner Staatspritsche von seinen Taten aus."

„Mensch — scherzen Sie nicht."

„Soll ich den Schwindel ernst nehmen? Soll ich — he? Auch noch! Wenn ich das erst tue, kann ich mich einsargen lassen. — Der eine weint, der andere säuft, der dritte lacht, der vierte gar stiert nur verdattert vor sich hin, und am Ende? Da torkeln wir alle, alle ohne Ausnahme nackend und bloß, so wie wir gekommen sind, in das graue Nichts hinüber. Dumm, die nicht scherzen können! Größenwahnsinnig, die da glauben mehr zu sein als — nichts. Ich habe gescherzt, als ich durchs Examen plumpste, ich habe gescherzt, als die Kugeln pfiffen, ich habe gescherzt, als mich ein baumlanger Schotte vor Ypern an der Kehle hatte, ich habe gescherzt zu jedem blöden Mißgeschick, das mich betraf, und immer ist mir's gut gegangen. Nur einmal, Herrschaften, ein einziges Mal in meinen sechsunddreißig Jahren hab' ich nicht gescherzt, hab' ich etwas ernst genommen, wirklich ernst, bitter ernst. Und was tat dieses Etwas, mit dem ich nicht scherzte? Es scherzte mit mir! Als ich zur Besinnung kam, fand ich mich in der Charitee wieder. — Prosit, meine Herren, auf daß ich das Scherzen nicht verlerne."

„So glauben Sie auch, Sohr, daß — daß —," Kaden stockte, da vollendete Sohr den Satz: „— — die Herren Moabiter ein sehr erhebliches Interesse an mir nehmen? — Natürlich glaub' ich das. Sie müssen ja,

sie können gar nicht anders. Die Korpus delicti sind am Tatort gefunden worden. Vorläufig bin ich das Karnickel. Ich höre den Herrn Staatsanwalt schon fragen. „Vermögen?“ — Keins — „Alsdann müssen wir Sie hier behalten.“

„Ich stelle Kaution,“ erbot sich Kaden.

„Das wollen Sie, bitte, nicht tun.“

„Geschehen muß aber doch etwas.“

„Soll auch, Herr Kaden. So mir nichts dir nichts strecke ich die Waffen nicht. — Sie sehen ja, ich mache schon Bilanz. Seit Stunden rechne ich.“

„Warum das? Ich stehe Ihnen doch mit jedem Betrage zur Verfügung.“

„Sehr lieb, Herr Kaden, aber ich habe nicht gern Verbindlichkeiten, die ich vielleicht nie lösen kann. Ein Prozeß ist immer ein Lotteriespiel.“

„Dann kann ich also wieder heimwärts wandern. Ich bin nicht gekommen, Ihren Kognak zu trinken. Ich dachte, Sie hätten mich nötig.“

„Mein lieber, guter Herr Kaden, dringend habe ich Sie nötig. Wie die Saat den Regen, so nötig habe ich Sie.“

„Und lehnen meine Hilfe ab?“

„Die geldliche ja, die persönliche nicht.“

„So — da bin ich aber neugierig.“

Und Sohr begann: „Ihr Hiersein zeigt mir erfreulicherweise, daß Sie an eine Schuld meinerseits nicht glauben, und deshalb eben wage ich, Sie um Ihren Beistand zu bitten. Ich weiß wohl, daß es ein sehr großer Unterschied ist, ob man jemandem tausend Mark pumpt oder ob man mit seiner Person für ihn eintritt. Das erstere braucht nur ein Geldgeschäft zu sein, das letztere aber ist immer ein Identifizieren und nur mit dem Herzen quitt zu machen.“

„Sie haben es schon getan.“

„Und werd' es weiter tun müssen. Dessen sollen Sie versichert sein. — Hier habe ich nun meine Außenstände notiert,“ er reichte Kaden den Bogen hin und erläuterte. „Das sind die Titel und Adressen der Zeitschriften und Zeitungen, die mir Beträge schulden. Das sind die Artikel, die ich lieferte. Das ist ihr Umfang, und das ist das mir zustehende Honorar. Summa summarum: „Neunhundertdreiundsechzig Mark.“

„Donnerwetter,“ sagte Kaden, „da haben Sie gut geackert.

„Wenigstens nicht schlecht. — Nun weiter! Die Redaktionen habe ich gebeten, das Honorar bis auf Abruf stehenzulassen. Ich werde nun diese Nacht noch schreiben, die Ueberweisung an Sie vorzunehmen. — Einverstanden?“

„Selbstverständlich — nur sehe ich den Zweck nicht ein.“

„Kommt noch, Herr Kaden. — Feuerzeug und Brieftasche sind aus dieser Stube und von diesem Tische weg gestohlen worden. Daß ich sie auf dem Hofe verloren hätte, wie die Finkenschlager annehmen und der Dieb glauben machen will, stimmt nicht. Für mich ist der Dieb identisch mit dem Brandstifter und der wieder mit dem, der mein Pferd vergiften wollte.“

„Pferd vergiften wollte! — Was ist nun das wieder für eine dunkle Geschichte?“

Sohr ging zum Wandschränkchen, dem er die Brotscheibe entnahm. Sie war inzwischen über und über grün geworden.

„Mit Kupferspänen bestreutes Brot hat Voigt in den Garten geworfen. Wenn es Hannjörg nicht gesehen und aufgehoben hätte, hätte es Fink-Fink gefressen.“

„So ein Lump, so ein ausgemachter Schuft.“

„Und dieser ausgemachte Schuft ist Denunziant, Dieb und Brandstifter in einer Person. Den Beweis dafür zu erbringen, Herr Kaden, möchte ich Sie bitten, mir behilflich zu sein.“

„Das soll mir ein wonnesames Vergnügen sein. — Und wie wäre die Sache nach Ihrer Ansicht am zweckmäßigsten anzufassen?“

„Sehr einfach, Herr Kaden. — Wenn ich morgen Zeit haben sollte, besorge ich mir einen Detektiv, wenn ich aber keine haben sollte, was nach meiner Ueberzeugung der Fall sein wird, wär ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie es tun würden. Mein ganzes Geld kann draufgehen. Hannjörg hat von mir noch vierhundert Mark in Verwahrung.“

„Dann wollen wir doch gleich so verbleiben, mein lieber Sohr, daß ich mich um diese Angelegenheit bekümmere. Werden Sie morgen zur Befragung geladen, fahren wir zusammen nach Berlin.“

„Das wäre unzweckmäßig, Herr Kaden und würde schaden. Sie müssen als mein Gegner erscheinen, wenigstens den Finkenschlagern gegenüber.“

„Gut! — Und wie nun weiter?“

„Da eine Gegenfrage zuvor: Weiß jemand von Ihrem Hiersein?“

„Meine Frau und meine Schwägerin wissen darum, sonst niemand.“

„Würden Sie mir Ihr Manneswort verpfänden, daß niemand außer den Damen — wer es auch immer sei, Gerichtspersonen eingeschlossen — von unseren Maßnahmen erfährt?“

„Mein Wort darauf.“

„Und würden Sie Ihre Frau Schwägerin bewegen können, mir einen Gefallen zu tun?“

„Jeden, den Sie mögen, Sohr. Es gibt nichts, was sie nicht tun würde.“

(Fortsetzung folgt)

Männer wissen Rat

Humoreske von H. Klockenbusch

Daß an diesem wunderschönen Sommersonntag urplötzlich eine Wolke der Mißstimmung den Himmel des Klümperschen Ehefriedens verdunkelte, daran war der Umstand schuld, daß Frau Klümper das Fläschchen mit den Magentropfen, die ihr Mann alle zwei Stunden einnehmen sollte, vergessen hatte. Herr Klümper nahm das zum Anlaß, sich in längeren Ausführungen über die Vergeßlichkeit, einer nach seiner Behauptung spezifisch weiblichen Untugend, zu ergehen. Nur trugen diese Erörterungen keineswegs zur Erhöhung der Freude an diesem Sonntagsausflug bei. Vielmehr entwickelte sich daraus schließlich eine ernste Meinungsverschiedenheit. Herr Klümper, durch den sanften Widerspruch seiner Gattin aufs äußerste gereizt, erklärte, ihm sei die Stimmung endgültig verdorben, und er gedenke, auf der Stelle heimzufahren.

Frau Klümper zuckte die Achseln und folgte schweigend ihrem Gatten, der kriegerischen Schrittes den Biergarten verließ.

Auf der Straße stand der hübsche, dunkelblaue Kleinwagen, den Klümpers seit kurzem besaßen.

Wahrscheinlich, dachte Frau Klümper, wird Gottfried, — wie kann ein solcher Mann nur so heißen? — sich nun schnaubend in den Wagen werfen, die Tür mit betontem Schwung zuschlagen und ohne noch ein Wort zu sprechen, in wahnsinnigem Tempo die Straße entlangrasen . . .

Darin täuschte sie sich diesmal. Denn Gottfried Klümper stieg überhaupt nicht ein. Es gelang ihm nicht, die verschlossene Wagentür ohne den Schlüssel zu öffnen, und diesen Schlüssel fand Herr Klümper nicht, so eifrig er auch in allen Taschen danach suchte. „Ich habe ihn doch hier in die Rocktasche gesteckt!“ schnaubte er zornig.

Wenn das auch zutreffen mochte, so änderte es nichts an der Tatsache, daß der Schlüssel verschwunden war.

„Was machen wir nun?“, seufzte Frau Klümper. „Wir müssen den Schlüssel suchen. Du kannst ihn doch nur hier verloren haben.“

„Glaubst du vielleicht, wir fänden ihn auf diesen verfluchten Sandwegen wieder?"

Da der Weg, den sie gegangen waren, sehr kurz war, beteiligte sich Klümper knurrend an der Suche. Die Blicke starr auf den Gartenweg geheftet, gingen sie den Weg zurück.

Herr Klümper behielt mit seinem Zweifel recht. Der Schlüssel blieb unauffindbar. Ratlos standen Klümpers wieder vor dem hübschen, einladend funkelnden Wägelchen.

„Was sollen wir tun?", wiederholte Frau Klümper mit aufreizender Sanftmut.

Klümper schwieg und furchte die Stirn. Wenn man wenigstens die Scheiben offen gelassen hätte! . . . Daß es in dieser ländlichen Gegend eine Reparaturwerkstatt gab, war nicht anzunehmen. Und wenn es doch in erreichbarer Nähe so etwas gab, blieb es unwahrscheinlich, daß er heute am Sonntag jemanden antraf, der die Wagentür sachgemäß zu öffnen vermochte. Die Scheibe zertrümmern, oder das Türschloß aufbrechen? Nein, dazu konnte sich Klümper nicht entschließen.

„Wir müssen den Schlüssel haben!" sagte er, und sein Gesicht erhellte sich.

„Wenn du ihn aber doch verloren hast!" seufzte Frau Klümper.

„Dann müssen wir eben den Reserveschlüssel herschaffen, der zu Hause in der Schreibtischlade liegt!"

„Ja, aber . . ."

„Wenn ich so ratlos dastände wie du, wäre der Fall allerdings aussichtslos. Aber Männer finden in jeder Lage einen Ausweg. Mir ist nämlich eingefallen, daß hier ganz in der Nähe einer meiner Bekannten wohnt, der ein Motorrad besitzt. Ich werde ihn bitten, es mir zu leihen, und werde den Schlüssel holen."

„Und wenn der Mann nicht zu Hause ist?" sagte Frau Klümper.

„Mit Wenn und Aber kommen wir nicht zum Ziel!" erklärte Klümper wütend. „Ich werde es versuchen. Setz dich in den Garten, bis ich zurückkomme."

Klümper verschwand. Seine Frau aber, die vom Gelingen seines Vorhabens durchaus nicht überzeugt war, setzte die Suche nach dem verlorenen Schlüssel fort. Wie eine Traumwandelnde schritt sie durch den Garten. Aber obgleich sie den Weg, den sie gegangen waren, mehrere Male sorgfältig absuchte, fand sie keine Spur von dem vermißten Schlüssel.

Plötzlich aber blitzte eine Ahnung in ihr auf. Ja, so mußte es sein. Und sie schritt mit siegesgewissem Lächeln der Stelle zu, wo dichtes Gesträuch den Ausblick verdeckte . . .

Zwei Stunden später kam Herr Klümper auf knatterndem Motorrad herangebraust. Er schien seine gute Laune völlig wiedergefunden zu haben und lächelte, als er seiner Frau den Schlüssel überreichte. „Siehst du", sagte er, „wenn man sich nur zu helfen weiß. — Ich werde jetzt das Rad zurückbringen, und du kannst inzwischen den Wagen aufschließen, damit wir endlich vom Fleck kommen . . ."

Als er verschwunden war, betrachtete Frau Klümper lächelnd den Schlüssel, den er ihr übergeben hatte. Dann öffnete sie den Wagen, aber sie nahm dazu einen Schlüssel, den sie aus ihrer Handtasche hervorholte. Es war der Schlüssel, den Herr Klümper auf jenem Ort verloren hatte, dessen Tür in ländlichen Gegenden ein ausgeschnittenes Herz zu zieren pflegt . . .

Frau Klümper war eine kluge Frau und wußte, daß es bisweilen nicht ratsam ist, die vermeintliche Ueberlegenheit des männlichen Verstandes anzuzweifeln. Und sie beschloß, ihrem Man nichts davon zu sagen, daß der Schlüssel, den er von Hause geholt hatte, der Schlüssel zum Kasten der Schreibmaschine war.

Wartezeit im Regen

Skizze von Heinrich Sauerborn

Ich stand im Regen und wartete auf Ursula. Es war Abend, die Lichter spiegelten sich im nassen Asphalt der nur wenig belebten Straße. Das Verhängnis hatte vor einer Stunde seinen Lauf genommen, in jenem Augenblick, als Ursula mir ihren aufgespannten Schirm in die Hand gedrückt hatte und dann zu ihrer Schneiderin gegangen war, zu einer jener intimen Beratungen, deren Ergebnis sich gewöhnlich in einem neuen Kleid für sie und einer großen Rechnung für mich ausdrückte. Ich stand unter dem Schirm, der Regen trommelte leise und gleichmäßig darauf nieder, während ich über dies und jenes nachdachte und vor mich hindöste. Plötzlich sah ich, wie ein kleiner, korpulenter Herr mit einer schwarzen Melone zögernd auf mich zukam.

„Guten Abend," sagte er höflich und blieb vor mir stehen.

„Guten Abend", erwiderte ich nicht weniger höflich.

„Bitte, nehmen Sie mir nicht übel, daß ich Sie anrede," fuhr der kleine Herr fort und lüftete dabei leicht seine Melone, „aber ich vermute, Sie warten hier auf Ihre Frau oder Ihre Freundin, denn umsonst steht ein Mann ja wohl kaum mit einem Damenschirm im Regen. Und weil ich nun hier ebenfalls auf jemand warten muß, dachte ich mir, wir könnten vielleicht zusammen parken und ein Weilchen plaudern, damit die Zeit vergeht. Nichts für ungut, Herr!"

„Keine Ursache", sagte ich zu dem Herrn und hielt gastlich Ursulas Schirm über seine Leibesfülle, „ich warte tatsächlich hier auf meine Frau. Es wird wohl etwas dauern, bis sie kommt, aber bis dahin können Sie unter ihrem Schirm Platz nehmen, so gut es eben geht, ich sehe nämlich, die Hauseingänge sind schon alle besetzt."

„Besten Dank", sagte der Herr, trat einen Schritt näher, blinzelte und sah mich lächelnd an. „Hoffentlich ist Ihre Frau nicht eine von der Sorte, die ihre Männer eine halbe Stunde lang über die verabredete Zeit warten lassen. So was ist für einen Mann schlimm, der auf Pünktlichkeit hält."

„Gewiß", erwiderte ich und begann mich für Ursula zu schämen. „Leider gehört meine Frau zu dieser Sorte. Ich warte jetzt schon dreimal so lange."

„Haha, das hätte ich mir eigentlich denken können", kicherte der kleine Herr los. „Es gibt keine pünktlichen Frauen, die erste muß noch geboren werden. Ist es nicht witzig, zu denken, daß in diesem Augenblick Tausende von Männern auf ihre Frauen oder ihre Freundinnen warten? Die Wissenschaft hat nachgewiesen, daß von fünfzig Jahren seines Lebens ein Mann zwei Jahre auf seine Frau oder seine Freundin wartet."

„Da können Sie recht haben", stimmte ich höflich zu.

„Glauben Sie mir, es ist wirklich so", äußerte der kleine Herr. „Und es ist schlimm genug, daß man seine Zeit so vergeuden muß. Da haben sich alle möglichen Menschen die Köpfe zerbrochen, um irgend etwas zu erfinden, was Zeit spart, und dabei wird so viel Zeit verloren, in der man auf etwas wartet, das niemals pünktlich eintrifft."

„Allerdings", gab ich zu, „aber was kann man dagegen machen?"

„Allerhand, Herr — entschuldigen Sie, aber man kann vielerlei dagegen machen. Sehen Sie, wenn zwei Leute sich verabreden, muß stets einer von ihnen warten. Und was tut der wohl, während er wartet? Er zieht natürlich alle Augenblicke seine Uhr, um zu sehen, wie spät es ist. Reine Zeitvergeudung ist das!"

„Zugegeben. Und was schlagen Sie dagegen vor?" fragte ich interessiert.

„Nun", sagte der Alte, „das Beste ist fraglos, daß man etwas tut, während man wartet. Irgendwas, was Sinn hat. Zum Beispiel könnte eine Dame, die wartet, gymnastische Körperübungen machen, das ist der Gesundheit zuträglich und verkürzt die Wartezeit. Ein Geschäftsmann müßte stets eine Zeitung bei der Hand haben, um die letzten Kurse zu studieren. Ein Mann, ein Bekannter von mir, hatte immer einen Bleistift und etwas Papier bei sich, auf dem er sich Zahlen und Formeln für irgendwelche Sachen notierte, während er wartete. Und ein anderer, den ich kenne, hat dabei ein paar sinnreiche Verbesserungen für einen Staubsauger erfunden. Er war Schauspieler. Heute ist er ein berühmter Erfinder."

„Kaum zu glauben", sagte ich. „Aber der Gedanke ist nicht schlecht."

„Zweierlei auf einmal tun", dozierte der kleine Herr, „ist für die ökonomisch erzogenen Menschen unserer Zeit die einzige Möglichkeit, das bißchen Zeit, das uns bleibt, nutzbringend zu verwenden. Ungenutzte Wartezeit ist das Sinnloseste, was es gibt!"

Oh, dieser alte Schwätzer! Er merkte gar nicht, daß er sich im eigenen Netz gefangen hatte.

„Wirklich interessant", bemerkte ich hinterhältig. „Nur verstehe ich dann nicht, weshalb Sie die ganze Zeit über das Gegenteil von dem predigen, was Sie selbst tun? Oder wollen Sie mir etwa einreden, daß Sie die zwanzig Minuten, die Sie hier mit mir verplaudern, sehr nutzbringend verwandt haben?"

„Doch, Herr", lächelte der kleine Herr, „nichts für ungut, aber seien Sie versichert, daß ich meine Zeit nie zweckmäßiger verwandt habe, als während des Viertelstündchens, das ich Ihnen Gesellschaft leisten durfte."

Ich schwieg nachdenklich. Das sollte wohl gar ein Kompliment sein. Während ich über eine Antwort nachsann, ging nebenan eine Haustür auf, ich sah Ursula herauskommen. „Endlich — da ist sie!"

Der kleine Herr trat zurück und lüftete höflich seine Melone. „Vielen Dank für die nette Unterhaltung, Herr", sagte er höflich. „Vielleicht sehen wir uns gelegentlich wieder!"

„Hoffentlich", sagte ich. Es war nur eine Phrase.

Ich ahnte nicht, daß es keine Phrase blieb. Augenblicklich wünsche ich sogar nichts sehnlicher, als ihn wiederzusehen, den kleinen Herrn. Denn als wir zu Hause waren, Ursula und ich, vermißte ich meine tulasilberne Uhr, eine goldene Krawattennadel und meine Brieftasche. Wahrhaftig, dieser Bursche hatte seine Wartezeit nicht vergeudet!